



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hintergrund. Aber das schöne, einträchtige Verhältnis, wie es in der so bunt zusammengewürfelten Reisegesellschaft hervortrat, wäre doch vor Jahren kaum denkbar gewesen. Was mir immer wieder entgegentrat, war die Wahrnehmung, daß die früher so tief wurzelnde und so weit verbreitete Furcht vor der preussischen Union und Unionsmache in erfreulicher Weise zurückgetreten ist; denn diese Besorgnis lag den nichtpreussischen Evangelischen, namentlich den Gliedern der nicht unierten, konfessionellen Landeskirchen tief im Blute und ließ viele Jahre lang jede Verständigung von vornherein als ausgeschlossen erscheinen. Das hat sich geändert. Die synodale Entwicklung und die kirchengesetzlich verbürgte Geltung des vorhandenen Bekenntnisstands, sowie die Haltung, die das preussische Kirchenregiment in diesen Fragen seit Jahren eingenommen hat, haben allmählich in weiten Kreisen das Mißtrauen beseitigt oder doch wesentlich abgeschwächt. Und das ist ein großer Fortschritt zu dem Ziele einer brüderlichen Annäherung der einzelnen evangelischen Landeskirchen und eines von Unionsfurcht nicht getriebenen, praktischen Zusammenwirkens.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mein wunderlicher Freund. Ich glaube, ich habe ein dummes Gesicht gemacht, als ich bei Honorand stand und mich nach allen Seiten umseh. Natürlich sah er an keinem der hundert Tische, denn es war beinahe halb acht. Ich war mir wie ein Held vorgekommen, als ich aus dem Bett gesprungen war und dann meinen leeren Magen durch die Straßen trug und das Gefühl hatte, daß jeder, der mir begegnete, mich verwundert anschau. Und dann hatte ich mich doch blamiert. Na, dachte ich, auf einen Hieb fällt kein Baum! Nun nur schnell frühstücken, vielleicht erwischst du ihn doch noch.

Es war mir ganz träumerisch zu Mute, als ich dann durch den Wald ging. Das Morgen Sonnenlicht spielte durch die Zweige, aus allen Bäumen jubilierte es — ach Gott, dachte ich, wie ist doch die Welt so schön, wenn es nicht regnet. Es ist wahr, wer es haben kann, und geht doch nicht in den Wald an einem so schönen Morgen, der ist ein Narr. Daß dazu eine gewisse Rücksichtslosigkeit gegen das eigne Fleisch und die süße Gewohnheit nötig gewesen war, hatte ich vergessen. Ich sah nur das funkelnde Grün um mich und hörte den tausendstimmigen Vogelgesang, und erwachte erst wieder zum Bewußtsein aus der angenehmen Träumerei, der ich mich hingab, als ich den Pfad durch das Büschicht zum Amelungswehr hinausging und ihn plötzlich sitzen sah. Er hatte den Hut beiseite gelegt und den Kopf in die Hand gestützt und sah in Gedanken verloren auf die Waldwiese drüben über dem Wasser hinaus, vom Rauschen des Wehrs umtönt.

Als er meine Schritte hörte, wandte er den Kopf. Na wahrhaftig, sagte er, es ist alles Mögliche!

„Die Welt wird schöner mit jedem Tag,“ sang ich, um ihm weitere Bemerkungen abzuschneiden, während ich mich zu ihm setzte.

Ja, sagte er, zum Glück ist sie so altmodisch und thut das, ohne sich darum zu kümmern, was die arme Menschheit „die Welt“ nennt; denn die Welt wird nicht schöner mit jedem Tag, sondern höchstens moderner. Sie merkt es gar nicht, wie sie dabei immer mehr von der Natur abrückt.

Es scheint mir, sagte ich, daß Sie das Bedürfnis haben, einen Vortrag zu halten in aller Frühe. Gestatten Sie mir indessen, Ihnen zunächst einen Guten Morgen zu wünschen.

Guten Morgen! sagte er und gab mir die Hand. Nein, ich habe nicht das Bedürfnis zu einem Vortrage. Wie so?

Nun, nach Ihrer geistvollen Bemerkung nahm ich an, daß Sie einen Anfall von Welschmerz hätten, und bereitete mich schon vor, einen Vortrag über präraphaeltische Sägespänpuppenfabrikanten entgegenzunehmen, weil ich dachte, die Versorgung der Kunsthandlungsschaufenster durch die englischen Geschäftsreisenden, die gerade auf der Tour sein müssen, hätte eine Revolution Ihres verfeinerten Gemüts hervorgerufen. Ich muß sagen, obgleich ich —

Nein eigentlicher Kunstkenner bin, fuhr er fort, kommt es mir geradezu absurd vor, wenn mit einem Schlage sämtliche Schaufenster unsrer intelligenten Kunsthändler usw. Nein, ich dachte an etwas ganz andres. Sehen Sie hier — Sie dachten vielleicht, ich schwärmte, aber ich hatte ganz praktische Gedanken —, was ich mir eingesteckt habe. Die neue Auflage von Duden. Das Buch ist doch ein wahrer Segen für das unorthographische Deutschland — warum lachen Sie denn?

Gar nicht über den Duden; er ist meine Stütze und mein Stab und liegt jederzeit neben mir, und ich schreibe jedes Wort getreulich so, wie er es befiehlt — mit ein paar Ausnahmen. Nein, ich lachte, weil ich an meinen verlegerischen Freund dachte. Er war neulich sehr schlechter Laune, als ich bei ihm war, obgleich die Buchhändlermesse ja schon eine ganze Weile vorbei ist, und schimpfte über die Schwere des Daseins. Er hätte die ganze Sache satt. Er möchte sich zur Ruhe setzen, das sei überhaupt sein Gedanke von Jugend auf gewesen. Oder wenigstens Chauffeegeleinnehmer sein; das wäre das richtige Gewerbe für ihn gewesen. Sommer und Winter am Fenster sitzen und durch die kleine Scheibe den Stock mit dem Beutelschen hinauschieben, wenn ein Wagen vorbeikäme, und im übrigen als gereifter „Zaugenichts“ seine Pfeife in Gemütsruhe rauchen, das wäre sein natürlicher Fall. Aber das gäbe es ja leider nicht mehr. So im Laufe des Sommers eine Chauffee hinunter Steine klopfen, einen Haufen nach dem andern, während die Zeit über einem sachte hinwegzöge, das wäre ihm auch ein sympathischer Gedanke. Aber das Regenwetter! Am liebsten wäre er doch ein Wetterprophet. Man hängte das Häuschen vor seine Thür und säße ruhig darin und kümmerte sich den Teufel um Zeitschriften und Buchhandel. Wettermännchen, das sei das richtige. Natürlich ginge man nicht allein hinaus, sondern nur mit seiner Frau zusammen. „Komm, Alte, mach den Schirm zu und stell ihn in den Schrank. Es macht naß. Wir setzen uns jetzt hinein. Die draußen werden es schon selbst spüren, wenn es regnet.“ Ein vereinfachtes und rationelleres System von Wetterehepaar. Denn das sei natürlich nichts, wenn eins immer drinnen und das andre draußen wäre.

Nach solchen Expektorationen geht er dann auf das Sachliche ein, das sein Gemüt bewegt. Er hatte sich nämlich gerade wieder mit einem Mitarbeiter wegen „berechtigter Stileigentümlichkeiten“ herumgeschlagen. Dieser ewige Kampf gegen die Unvernunft von Leuten, sagte er, die gar keine Ahnung davon haben, daß auch die Sprache ihre Gesehe hat, oder die sich wenigstens nicht darum kümmern, und

die jede Dummheit, die sie den Zeitungen nachmalen, für ihr unantastbares geistiges Eigentum halten, ist zum toll werden. Sie denken gar nicht daran, daß Schreiben auch eine Kunst ist, die gelernt sein will wie jede andre Kunst, ja für die ein natürliches Gefühl vorhanden sein muß, das gar nicht jeder hat, wie Farbensinn für den Maler und „Gehör“ für den Musiker. Kann denn jeder malen oder komponieren? Zum Schreiben fühlt sich jeder berechtigt, auch wenn er keine zwei Sätze logisch aneinanderhängen kann. Nun ist es ja beim Schreiben freilich so, daß mancher etwas zu sagen hat, dem die Gabe fehlt, sich leicht auszudrücken, oder der nicht dazugekommen ist, sich einen gefälligen Stil anzueignen; man wird ihm nicht verbieten wollen, sich über seine Sache auszulassen, aber er sollte sich doch gefallen lassen, daß ihm andre dann den Stil etwas ausbürsten. Aber das verträgt niemand! In nichts sind die Leute empfindlicher als in dem, was sie ihren Stil nennen. Jede Korrektur betrachten sie als eine Vergewaltigung ihrer Schriftsteller-ehre. Nicht einmal das begreifen sie, daß eine Zeitschrift wenigstens ihre konsequente Rechtschreibung haben muß, sondern jeder will womöglich für seinen Artikel eine besondere. Es ist doch geradezu lächerlich, führte er weiter aus, daß wir zum Gespött des Auslands, das sich bemüht, hinter den Geist der deutschen Sprache zu kommen, nicht so viel Vernunft haben — oder vielmehr besitzen, denn in Deutschland hat kein Mensch mehr etwas, sondern er besitzt es, Phantasie, Hunger, Leidenschaften, Klugheit und Dummheit — alles ist ihm Sitzgelegenheit —, also nicht so viel Vernunft haben, über eine deutsche Rechtschreibung klar zu werden. Wir haben doch nun Gott sei Dank den Duden und die Puttkamersche Rechtschreibung, zu der ein Mann wie Wilmanns die wissenschaftliche Grundlage geschaffen hat. Und wenn auch noch Inkonsequenzen darin sind und sogar die gelehrten Verfasser nicht über solche Lächerlichkeiten wie bürgerlich und adelig klar geworden sind, und sie durch sich und ig stolpern, als wären ihnen die Augen verbunden, so ist doch eine Grundlage geschaffen, mit der man zufrieden sein könnte, und der größte Teil der in Deutschland hergestellten Druckschriften hat denn auch einfach den Duden als Norm angenommen. Wenn jemand, wie der alte Bismarck, nicht mehr ufern wollte und sich für sein Ressort die Puttkamerei verbat, so konnte man ihm den Spaß lassen, denn er war gewissermaßen auch ein Deutscher und durfte deshalb seine Wunderlichkeiten haben. Aber jetzt, wo die Sache doch so ziemlich durchgedrungen war und sich nach und nach ganz selbstverständlich durchgesetzt hätte, jetzt kommt plötzlich die Reichspostbehörde und schreibt ihren Beamten vor, sie hätten sich der Schreibung des Bürgerlichen Gesetzbuchs zu bedienen! Man denke, wie sich die Reichspostbeamten über das Bürgerliche Gesetzbuch gestürzt haben werden, um daraus schreiben zu lernen! Jeder Telegraphenjunge radelte ja sofort mit einem Bürgerlichen Gesetzbuch unter dem Arm! — Und dann kam er auf seine Herren Kollegen vom Schulbucherverlag zu sprechen. Dabei wurde er etwas sarkastisch. Man bedenke nur, sagte er, was es kostet, ein Schulbuch eingeführt zu bekommen und endlich dahin zu gelangen, daß man immer neue Auflagen machen kann — wie eine Zwickmühle beim Mühlenspiel nach dem Rezept: Rose, Esel, Dach — Esel, Dach, Rose — Dach, Rose, Esel usw. —, die endlich den erhofften Lohn bringen, dadurch, daß jeder Schülervater gezwungen ist, für jeden seiner Jungen immer wieder die allerneueste so außerordentlich verbesserte Auflage zu kaufen; man bedenke, welche Opfer dann die Einführung der Puttkamerschen Orthographie schon den Verlegern verursacht hatte — sie stünde heute noch nur im Duden, wenn es nach ihnen hätte gehn dürfen; und welche neuen Opfer das Verbot der Drahtheftung, das noch verheerender geworden wäre, wenn man nicht nur diese verboten, sondern sogar solide Einbände verlangt hätte. Und nun denke man, welche Verwüstung von Nationalwohlstand es vollends verursacht hätte, wenn die Vorschrift der Postbehörde das Wetterleuchten für das

Unheil geworden wäre, daß im preussischen Kultusministerium gebraut wurde, wie man munkelte. Diese aller gesunden Vernunft bare Behörde hatte in ihrem Innern eine Kommission eingesetzt, wußte man, die einen vernichtenden Schlag gegen den Schulbücherverlag brütete — eine neue von Grund aus umgestaltete Orthographie nach chinesischem System! Sie hätten das Gruseln sehen sollen, sagte mein Freund und Verleger. — Na, ich muß sagen, ich fühlte mich selbst etwas erleichtert, als die Nachricht kam, daß eine Konferenz im Kultusministerium, zu der übrigens Wilmanns selbst auch gehört hatte, beschlossen habe, die Puttkamersche Orthographie bei allen preussischen und Reichsbehörden durchzusetzen. Das ist ein wichtiger Schritt und ein großes Ereignis. Es ist ein Segen, daß wir endlich so weit sind, und daß jedermann wissen wird, wie es richtig ist, zu schreiben. Denn die kleinen Unebenheiten und Inkonssequenzen, die noch vorhanden sind, wird man ohne Not und Schwierigkeiten nach und nach beseitigen können.

Wir wollen es hoffen, sagte er, daß damit nun endlich reine Bahn gemacht wird in Deutschland. Ist eine Sache erst einmal allgemein angenommen, so machen sich ja die nur lächerlich, die sich dagegen sträuben. Aber schließlich ist die Orthographie doch nur eine Außerlichkeit, man könnte den Poppträgern die Freude an ihrem Popsse solange gönnen, bis ihnen der Sensenmann die widerborstige Feder aus der Hand nimmt. Viel wichtiger wäre die andre Sache, die Ihrem Verleger so viel Mühe und Ärger verursacht, und die leider nicht durch eine Regierungsverordnung erledigt werden kann, sondern nur durch Belehrung und durch Einsicht zu erreichen ist: die Reinigung unsers Stils! Was hat nun Wustmanns vortreffliches Buch genützt? Eine kurze Zeit hat es Lärm verursacht, Jubel auf der einen Seite, grimmiges Geschrei auf der andern erregt, aber mit dem allgemeinen Schlendrian ist es kaum besser geworden. Alle Welt ist dieser Sache gegenüber gleichgültig, sofern sie nicht zu hochmütig ist, sich am Stil flicken zu lassen. Es ist einem rein unsaßbar, wie weit die Gedankenlosigkeit in Stildingen geht, und in welchen Kreisen sie herrscht. Unser deutsches Publikum genießt jede Stilbrüche wahl- und quallos, die ihm vorgelegt wird. Jede Sprachdummheit, die ein aus Halbasiern bezogener Zeitungsbediensteter zuwege bringt, wird mit Behagen als eine Weiterbildung unsrer Sprache aufgegriffen; man pflanzt sie in den lieblichen Krautgarten, wo das obrigkeitliche Kanzleideutsch und das Juristendeutsch gepflegt wird, wo das Zeitungs-, Juden-, Blauftrumpfs-, Schulmeisterdeutsch, und wie sonst die schönen Gewächse alle heißen, ihre Ranken treiben und ihren Duft verbreiten und ihren Samen reifen zur Bereicherung und Weiterbildung unsrer Sprache. Dieses infame Wort „Weiterbildung der Sprache“ war der richtige Knüppel, der Wustmann zwischen die Beine geworfen werden konnte, von Leuten, die kein Organ dafür haben, zu spüren, ob sie aus der Gasse oder aus einem lebendigen Quell schöpfen. Die Sprache hat sich ja von alters her in Fehlern weitergebildet!

Ja, das wird nicht besser werden, bis man sich entschließt, eine deutsche Akademie zu schaffen, bemerkte ich, die auch in dieser Sache autoritativ vorgehen kann.

In Deutschland! höhnte er. Haben Sie einmal die Güte und lassen Sie die Leute, die Sie etwa dafür geeignet halten, vor Ihrem geistigen Auge Revue passieren. Wieviel Leute wissen Sie denn, denen Sie das Amt eines deutschen Sprachakademikers anvertrauen möchten? Wo wissen Sie denn Leute, die — selbstverständlich von den „Germanisten“ von Fach abgesehen, die aber andre Ziele verfolgen als gut zu schreiben — mit klarem Bewußtsein den Gesetzen unsrer Sprache nachforschten und folgten, die überhaupt über die Sprache nachdächten, wenn sie schreiben? Und wenn Sie eine Anzahl Männer fänden, die sich klar über die Sache wären und einig in der Sache würden, wie sollten sie denn autoritativ vor-

gehen? Wären sie denn imstande, unklare Köpfe klar zu machen? Haben denn nur die Kultusministerien — andre sollen gar nicht in Betracht kommen —, die doch zunächst gewissermaßen die Stelle einer Sprachakademie vertreten könnten, die Handhabe benutzt, die Wustmann mit seinem bahnbrechenden Buch geboten hatte? Hätte nicht z. B. sein eignes sächsisches auf den Gedanken kommen können: Gott sei Dank, da haben wir ja einen Helfer aus der Not! Das muß ins Volk, muß vor allem in die Schule! Sie haben gar nicht daran gedacht, daß sie den Beruf dazu haben könnten, das Buch zu fördern. Und die Schulmeister, sollten sich die selbst schulmeistern lassen, von irgend jemand, ohne ministerielle Verfügung? Es fällt ihnen gar nicht ein! Wissen Sie, was mich neulich ein Schulmann von Belang fragte, als ich Wustmanns erwähnte? Wustmann, fragte er, ist das nicht der wunderliche Herr, der die Gänsefüßchen aus den Büchern verbannen will? Sie glauben es nicht? So wahr ich hier — sitze. Kommen Sie übrigens, wir ver-
sitzen hier sonst den ganzen Vormittag!

Die Schulmeister, fuhr er fort, als wir aufgestanden waren und den Weg zur Stadt zurück eingeschlagen hatten, könnten auch gewissermaßen die Stelle einer deutschen Sprachakademie vertreten. Aber sie denken ja gar nicht daran. Ebenso wenig die Herren von der Universität. Sie sind gar nicht fähig dazu, denn sie leiden alle an berechtigten Stileigentümlichkeiten und fühlen, wenn sie überhaupt in der Sprache fühlen, deren sie sich bedienen, den Beruf oder die Berechtigung in sich, sie „weiterzubilden.“ Und wehe dem, der sie in diesen Rechten kränken wollte! Und wäre es die dümmste Zeitungsstilblüte, wenn sie darauf hineingefallen sind, und man es ihnen aufmugt, sie würden an die Decke fliegen vor Ent-rüstung über den Eingriff in ihre berechtigten Stileigentümlichkeiten und die An-tastung ihrer Würde. Nun, Sie wissen es ja selbst von Ihrem verlegerischen Freund, daß es Leute giebt, die nur, weil sie zu hochmütig sind, sich an ihrem kläglichen Stil flücken zu lassen, abgesagte Feinde seiner Zeitschrift sind. Diese Leute sehen nur eine Fegerei, Marotte, Wichtigthuerei und Schulmeisterelei darin, wenn sich eine Redaktion bemüht, ihren Unbeholfenheiten abzuhelfen. Sie sind auch sofort gewappnet, wissenschaftliche Gegenbeweise zu führen. Sie brauchen ja nur in den Klassikern zu blättern, was sie natürlich sofort thun, wenn sie in ihrem Stil gekränkt werden. Du lieber Gott, was kann man nicht aus den Klassikern nach-weisen! Goethe schrieb in seinem Alter einen Kanzleistil, der — nun wir wollen sagen eben Alt männermanier ist. Soll der Muster sein für die künftige Akademie?

Ich weiß übrigens doch nicht, sagte ich. In Italien haben sie die *Academia della Crusca* — sie ist schon im sechzehnten Jahrhundert gegründet worden, von einem Dichter! —, und in Frankreich die von Richelieu — also im siebzehnten Jahr-hundert — geförderte *Académie Française*, die beide den Zweck haben, für die Reinigung und Beredlung der Landessprache zu sorgen. Warum sollte das nicht auch bei uns möglich sein? Nachahmungen, die im siebzehnten Jahrhundert in Deutschland versucht worden sind, sind freilich gescheitert, aber jetzt leben wir doch in ganz andern Verhältnissen.

Es ist mir zunächst fraglich, erwiderte er, ob wir schon so weit sind, daß eine Akademie in der Weise wirken könnte, wie die italienische und die französische. Unre Sprache ist noch nicht so fertig wie diese beiden, sie ist noch entwicklungs-fähig, in ganz andrer Richtung freilich als da, wo sie der Tageblattdeutsche sucht, d. h. in der Saftlosigkeit und Bleichsüchtigkeit und im Schwulst, die übrigens in den meisten Zeitschriften ebenso ihr Wesen treiben, wie in der besinnungslos vorwärts gepeitschten Tagespresse. Blutauffrischung kann unre Sprache brauchen, und die ist ihr möglich. Die deutschen Stämme fangen erst an, sich zu vermischen und lebendiger aufeinander einzuwirken als in der Zeit der Zersplitterung und des spärlichen Verkehrs. Und

daraus folgt, daß noch vieles schöne Dialektische Allgemeinut werden kann. Unsr Umgangssprache hat noch Wurzeln in den Dialekten und wird aus ihnen saugen. Das könnte ja freilich auch von einer Sprachakademie geleitet werden, wenn sich eine schaffen ließe, aber will sich denn jemand leiten lassen? Das ist es ja gerade! In Deutschland will sich niemand regieren lassen. Eher läßt man sich von den hergelauften Leuten von ausgesprochenem Typus die Sprache verhungern, als daß man vernünftigen Zureden nachgiebt, wenn es zu dem Geständnis führt, daß man ein Sünder sei. Es giebt ja Leute, die eine Sprachakademie haben möchten, aber ich glaube, unser Kaiser hat wieder das Richtige damit getroffen, daß er zunächst einmal bei der Zweihundertjahrfeier der Akademie der Wissenschaften die Zahl der Sitze der philosophisch-historischen Klasse um drei vermehrt hat, die „vorwiegend mit Gelehrten der deutschen Sprache besetzt werden sollen.“ Es sei Aufgabe der Akademie, die deutsche Sprache zu pflegen. — Natürlich wäre das eine ihrer vornehmsten Aufgaben, und wenn sie es thäte, bräuchten wir gar keine besondere Akademie mit Polizeibefugnis. Die drei Sitze genügen vollauf. Es kommt nur darauf an, daß sie mit den rechten Leuten besetzt werden. Ich würde vorschlagen: Wilmanns, als Fachgelehrten; Wustmann, als den scharfen und grübelnden Verstand; Heyse, als den schöpferischen Genius, der ganz von selbst das reinste Deutsch schreibt, weil er gar nicht anders kann. Aber der ist zu alt und würde es nicht mehr thun. Wen aber statt seiner? Da hapert es gleich. Wissen Sie jemand?

Nein, sagte ich bescheiden.

Der chinesische Krieg und die Sozialdemokratie. Unter der Überschrift „Die reisende Ernte“ brachte die sozialdemokratische „Neue Zeit“ in Stuttgart am 7. Juli einen Leitartikel über das Verhältnis des Deutschen Reichs und hauptsächlich des Kaisers zum chinesischen Kriege, der an Entstellung und Hezerei geradezu unerhörtes leistet. Wir würden auf jede Kritik dieser Niederträchtigkeiten verzichten, wenn nicht immer noch dieser Zeitschrift unser sozialistisch parfümiertes Beamten- und Litteratentum besondere Sympathien entgegenbrächte.

Wie immer in kluger Berechnung der agitatorischen Wirkung zerzt die „Neue Zeit“ auch hier wieder Reden des Kaisers in den Vordergrund ihres Lug- und Trugbilds. Sie weiß, daß man den Kaiser persönlich schmähen, ihm persönlich das Vertrauen rauben muß, wenn man den Massen die Monarchie verhaßt machen will, und daß dem deutschen Volk das Vaterlandsgefühl zerstört werden muß, wenn ihm die Pöbelherrschaft möglich und gut erscheinen soll. Es wird dem Kaiser vorgeworfen, er habe in seiner Rede an die ausrückenden Seebataillone in Wilhelmshaven im ausgesprochenen Gegensatz zu der weisen Politik der europäischen Mächte „den Kriegszustand mit China proklamiert,“ indem er die Eroberung Peking's als Ziel des Kriegs bezeichnet habe. Die böswillige Fälschung, die hier versucht wird, kann nur der Gedankenlosigkeit verborgen bleiben; aber die „Neue Zeit“ weiß eben, mit welchem Quantum davon sie rechnen darf. Der Zweck der Entsendung von Truppen nach China mußte selbstverständlich, solange man noch hoffen durfte, dadurch die Gesandtschaften zu retten, die Eroberung Peking's sein. Und sämtliche europäische Mächte haben auch das Ziel verfolgt, das der Kaiser bezeichnet hat; sie mußten es verfolgen, wollten sie nicht des Verrats an ihren Gesandten schuldig werden. Der Vorstoß Seymours war nichts als ein Versuch, das auszuführen, was der Kaiser in Wilhelmshaven verlangt hatte. Mit der „formellen Kriegserklärung,“ die die Mächte und auch die deutsche Regierung vermeiden wollten, was die „Neue Zeit“ selbst als eine „diplomatische Fiktion“ bezeichnet, hatte des Kaisers Rede nichts zu thun. Es ist einfach wieder eine wissenschaftliche, wohlüberlegte Lüge, wenn das behauptet wird, und vollends erlogen ist es, daß der Kaiser damit im Ausland böses

Blut gemacht habe. Die Wahrheit ist, daß die sozialdemokratischen Führer in Deutschland auf jede Weise im Inland und im Ausland böses Blut machen wollen gegen die deutsche Politik, das Deutsche Reich und den deutschen Kaiser. Darin unterscheiden sie sich ja so schmachvoll von den Genossen in England und in Frankreich. Sie sind eben vaterlandslose Gesellen, mit denen Gemeinschaft zu halten jeden gebildeten Patrioten schändet. Die Arbeitermassen, die ihrer Pseife folgen, wissen nicht, was sie thun.

Noch kräftiger zu ihren giftigen Zwecken sucht die „Neue Zeit“ die Worte des Kaisers auszubeuten, die er beim Stapellauf der „Wittelsbach“ an den Prinzen Ruprecht von Bayern über die Notwendigkeit der Weltpolitik und deshalb einer starken Seemacht für das Reich gerichtet hat. Was der Kaiser sagte und die „Neue Zeit“ davon mitteilt, ist hundertmal im letzten Halbjahr ausgesprochen worden, auch die Überzeugung, „daß er bei seiner Politik Deutschlands Fürsten und das gesamte Volk festgeschlossen hinter sich habe.“ Was die deutschen Fürsten meinen, ist der „Neuen Zeit“ ganz unwichtig, aber was das deutsche Volk meint, das weiß natürlich sie allein. Es scheine, schreibt sie, dem Kaiser von seinen verantwortlichen Beratern vorenthalten worden zu sein, daß die gesamte Arbeiterklasse der Weltpolitik der Regierung einen geschlossenen und unerschütterlichen Widerstand entgegensetze, und das sei zunächst einmal schon die Mehrheit des gesamten Volks. Es ist immer ein zweifelhaftes Ding, ob man vor dem Rechenstift bestehen kann, wenn man von Meinungen des „gesamten Volks“ spricht. Statistische Korrektheit beansprucht der Kaiser wohl am wenigsten für seine Worte bei dieser Gelegenheit. Aber die „Neue Zeit“ rechnet, sie stellt sich statistisch an, und deshalb ist das, was sie sagt, nicht nur unrichtig, sondern eine Lüge. Es ist doch geradezu haarsträubend, zu behaupten, die gesamte Arbeiterklasse setze der Weltpolitik der Regierung einen geschlossenen und unerschütterlichen Widerstand entgegen! Vielleicht mag die sogenannte „Elite“ der Industriearbeiter, denen in sozialdemokratischen Bildungsvereinen oder auch in manchen der vielgepriesenen Volkshochschulkurse die bekannte politische Halbbildung angelehrt ist, eine auf Mißverstehen beruhende Meinung von der Weltpolitik haben, die Masse, sogar die der sozialdemokratisch wählenden Industriearbeiter, maßt sich darüber gar kein eignes Urteil an. Und diese sozialdemokratischen Wähler sind denn doch immer nur ein Bruchteil der „gesamten Arbeiterklasse.“ Aber man sei doch überhaupt endlich einmal in diesem Punkte ehrlich. Weltpolitische Fragen — was immer man sich unter dem sehr unklaren Worte denken mag — zu lösen kann gar nicht Sache der Bauern und Arbeiter in ihrer Masse sein. Selbständig und verantwortlich dazu Stellung zu nehmen sind doch immer nur die „gebildeten“ Klassen berufen, und die haben — freilich teilweise auch ohne zu wissen, was gemeint war — der Weltpolitik, wie sie als Grund der stärkern Seemacht so unendlich oft besprochen worden ist, denn doch in sehr weitgehender Einmütigkeit zugestimmt.

Ein internationaler Verhöhnungsversuch ist es schließlich, wenn die „Neue Zeit“ behauptet, der Kaiser habe in den erwähnten Reden eine „internationale Herrenstellung“ beansprucht. „Seit fünfzig Jahren — sagt sie —, seit den Tagen des Zaren Nikolaus hat kein europäischer Souverän ähnlich gesprochen, und es ist ganz unausbleiblich, daß eine Sprache dieser Art den Widerspruch und, falls den Worten auch Thaten folgen sollten, den Widerstand ganz Europas erwecken wird.“ Die Presse des Auslands hat reichlich über die kaiserlichen Reden geschrieben, aber nicht einmal die von ausgesprochenem Deutschenhaß erfüllten Zeitungen haben das aus ihnen zu machen versucht, was die „Neue Zeit“ daraus zu machen die Dreistigkeit hat. In ihrem blinden Haß gegen Kaiser und Reich überbietet tatsächlich unsre sozialdemokratische Presse nicht nur die Deutschenhaßer im Ausland, sondern sie sucht dort den Deutschenhaß wissentlich durch Lüge und Fälschung zu schüren.

Das sollten doch die Leute bedenken, die so viel Schönes von der „Mause- rung“ der Sozialdemokratie zu sagen wissen. Ob die Partei die alten sozialistischen Utopien jetzt mehr beiseite setzt als früher, das macht sie nicht ungefährlicher, und daß sie programmatisch die Evolution der Revolution voranzustellen anfängt, ist praktisch ganz gleichgültig. Sie predigt nach wie vor mit allen Mitteln, die sich ihrer Skrupellosigkeit bieten, den glühenden Haß gegen die Grundlagen der bestehenden Staats- und Rechtsordnung, an denen kein Staat, der sich nicht selbst verachtet, rütteln lassen darf. Daß dieser politische Ultraradikalismus in dem Reichs- haß des Auslands seinen natürlichen Bundesgenossen sieht, davon liefert die be- sprochne Leistung der „Neuen Zeit“ den Beweis. Je schärfer sich die chinesischen Wirren zuspitzen, um so schärfer wird die vaterlandslose Gesinnung dieser deutschen Reichsbürger zweiter Klasse, wozu sie sich selbst in optima forma machen, zum Aus- druck kommen. Die leeren Phrasen von deutscher Gesinnung in den ultrademokra- tischen Programmen sollten niemand darüber täuschen, daß in ernststen Konfliktsfällen mit dem Ausland auf solche Gesellen kein Verlaß ist.

Auch in der Wiener „Zeit“ hat sich kürzlich ein Berliner, Georg Bernhard, veranlaßt gesehen, über den „Chinesentaumel in Deutschland“ zu faseln. Er redet sich und andern vor, Deutschland habe durch besonders scharfes Briskieren be- rechtigter Eigentümlichkeiten der Chinesen ihren Haß herausgefordert. Aber nicht eine Thatsache für die Richtigkeit dieser Ansicht, nicht ein Wort des Beweises dafür ist zu finden. Die Konsuln hätten „angeblich“ den Mächten vorgeschlagen, der chinesischen Regierung mit der Zerstörung der Kaisergräber in Peking zu drohen. „Angeblich“ solle der englische Konsul sich dem widersetzt haben. „Das ist ein Zeichen dafür — fährt Bernhard fort —, wie eben doch noch von allen euro- päischen Nationen die englische am meisten kaufmännischen Instinkt besitzt. Dieses Verhalten Englands wird ihm später goldne Früchte tragen.“ Ist es schon spaß- haft genug, aus den zwei „Angelichkeiten“ solche Folgerungen gezogen zu sehen, so ist es vollends närrisch, wenn es weiter heißt: „Aus diesen Gründen(?) fürchte ich auch für die handelspolitische Zukunft Deutschlands in China, denn von allen beteiligten Staaten hat das Deutsche Reich sich am meisten herausgestellt, und die Reden des deutschen Kaisers müssen das Deutschtum dem chinesischen Volk unbe- dingt verhaßt machen.“ Durch diese Reden sei „bekanntlich“ eine Kundgebung der Vereinigten Staaten von Amerika veranlaßt worden, die ausdrücklich hervorhebe, daß Amerika nicht nach der Herrschaft in China strebe, sondern daß es nur darauf ausgehe, die Ausständischen niederzuwerfen. Auch Amerika hat also den richtigen kaufmännischen Instinkt für das, was dem Absatz schadet, und für das, was dem Absatz nützt. „Es unterliegt nach alledem gar keinem Zweifel, daß durch die augen- blicklichen Geschehnisse die deutschen Handelsbeziehungen zu China mehr als die aller andern Staaten geschädigt worden sind. Die Wunden des Kriegs werden am deutschen Wirtschaftskörper noch bleiben, wenn sie in den andern Staaten bereits lange vernarbt sind.“ Solcher blühender Unsinn braucht natürlich keine Kritik, er spricht für sich selbst, und er ist bei der Schnellproduktion an staatswissenschaftlichen Viteraten, der wir uns erfreuen, auch weiter nicht auffällig, aber daß er in einem Blatt wie der „Zeit“ Aufnahme findet, ist doch kaum glaublich. Aber wohin führt nicht sozialdemokratische Berrantheit?

Im weitem belehrt uns Herr Bernhard dann darüber, daß wir uns durch die Erschließung Chinas nur den schlimmsten industriellen Konkurrenten erziehen würden, spottet über die Bahnbauten in China und die Lieferung von Verkehrsmitteln und Maschinen nach China, behauptet schlankweg, was wir bisher nach China exportiert hätten, sei doch nur zum allergeringsten Teil von den Chinesen konsumiert worden, die größten Mengen dürften Baumaterialien und Bedarfsartikel

für unsre Bahnbauten sein. Herr Bernhard kann in die deutsche Handelsstatistik ebenso wenig einen Blick geworfen haben, wie in die chinesische. Sonst könnte er solches Zeug gar nicht in die Welt setzen. Zweck ist eben auch bei ihm die Diskreditierung der deutschen Politik. Nach Beweisen und Unterlagen fragen solche großen Geister nicht, sie machen auch ohne das Eindruck. Die deutschen Arbeiter, soweit sie im Garn der Sozialdemokratie sind, werden natürlich Herrn Bernhard weit lieber glauben als dem Grafen Bülow, der in seiner Beschränktheit der deutschen Industrie für eine mehr oder weniger lange Zukunft einen Anteil an dem Absatz der Fabrikate nach China und an der Einfuhr von Rohstoffen u. dergl. von dort her sichern will, wie ihn England, Frankreich, Rußland, Amerika und Japan eifrig für sich beanspruchen. Die Herren sollten sich der Kritik namentlich der britischen und der amerikanischen Versuche, China für sich als Absatzgebiet zu gewinnen, nicht entschlagen, wenn sie in dieser Weise Deutschlands chinesische Politik als ganz zwecklos hinstellen. Die unmittelbare wirtschaftliche Bedeutung Chinas ist allerdings heute noch für uns sehr gering. Aber es wäre der Zukunft Deutschlands gegenüber eine unverantwortliche Unterlassungssünde, wollte das Reich auch in Ostasien der Eroberung der Märkte durch die andern Mächte müßig zusehen.

Aber mit der Unterschätzung oder der Überschätzung des chinesischen Marktes haben wir es hier gar nicht zu thun. Worauf wir die Blicke der gebildeten Deutschen wieder einmal hinlenken wollen, ist die ungeheure Gefahr für die monarchische Gesinnung im deutschen Volke und damit für den Grundstein der so schwer erkämpften politischen Einheit der Nation und ihrer fernern Machtstellung in der Welt für unabsehbare Zeit, die in dem Haß und der unablässigen Hezarbeit der Sozialdemokratie gegen den Kaiser liegt.

Es will uns scheinen, daß gerade an den verantwortlichsten Stellen in den führenden Kreisen diese Gefahr unterschätzt wird, daß man glaubt, mit ihr spielen zu dürfen, oder doch spielend mit ihr fertig werden zu können, wenn sie drohender würde. Mehr als jemals ist es Pflicht der leitenden Personen im Reich, peinlich alles zu vermeiden, was zum Untergraben der monarchischen Gesinnung im deutschen Volke ausgebeutet werden könnte. Wenn die verantwortlichen Berater des Kaisers ihm darüber die Wahrheit vorenthalten sollten, so würden sie sich an ihm und dem Reich schwer versündigen.

β



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig